

Raul Zelik

Mamu izoztua – Reise ins Eis

Das baskische Gespenst erschien mir am Strand bei Málaga. Ich lag im Sand und las dieses Buch, das ich nicht zur Gänze verstand, aber von dem ich den Eindruck hatte, das es für mich bestimmt war. Einen Roman, der gleichzeitig in Gegenwart, Vergangenheit und Futur erzählt war und von einem zu Eis erstarrten Krankenpfleger handelte – von einem aus Europa geflohenen Revolutionär, der jetzt in einem Dorf an der nicaraguanischen Karibikküste lebte; zwischen Bananenstauden und Palmen, unweit von Bluefields.

Der darauf wartete, nach Hause zurückkehren zu können.

*Lagun izoztua.*¹

Obwohl mein Baskisch lückenhaft war, ich über Worte, Konjugationen und Fälle stolperte, schien mir alles am Roman überraschend vertraut: Auf den Eternit-Dächern der Hütten trommelte Regen, Kinder liefen barfuß am Flussufer entlang, die Rückenflosse eines Hais zerschnitt die Oberfläche einer Lagune, dieses mondeigenen flüssigen Spiegels². Der Krankenpfleger war nicht wirklich „gefroren“, wie der Titel des Buches behauptete, sondern in Trauer erstarrt. Von Sprachlosigkeit und Heimweh gebrochen. Eine Freundin, auch sie Exilantin, reiste aus Managua an, um dem Krankenpfleger beizustehen. Sie beschloss, den „gefrorenen Mann“ zu einem in Ecuador lebenden Jugendfreund zu begleiten – in der Hoffnung, das Eis, das sich über die Seele des Krankenpflegers gelegt hatte, brechen zu können. Doch auf dem Weg dorthin gerieten die Flüchtlinge kurzzeitig in die Hände von Militärs und mussten erneut untertauchen. Sie versteckten sich im Haus eines Mannes, der wie sie geflohen war. Allerdings 50 Jahre zuvor.

¹ Joseba Sarrionandia: *Lagun Izoztua*, Elkarlanean 2001; Deutschsprachige Ausgabe: *Der gefrorene Mann*, Blumenbar-Verlag 2007 (Übersetzung von Petra Elser und Raul Zelik).

Joseba Sarrionandia, geboren 1958, wurde 1980 wegen ETA-Mitgliedschaft zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt, floh 1985 jedoch auf spektakuläre Weise aus dem Gefängnis und lebte bis 2016 in der Illegalität.

² Anmerkung für den Übersetzer: Hierbei handelt es sich um Zitate aus der deutschen Übersetzung von Sarrionandias „Lagun Izoztua“. Die Hinweise auf das Eternit-Dach, die Kinder und die Lagune befinden sich im 1. Kapitel des Romans. Es wäre an dieser Stelle angebracht, sich an den Formulierungen des baskischen Originals zu orientieren und nicht aus dem Deutschen ins Baskische rückzuübersetzen.

Die Handlungsschauplätze und Situationen des Romans waren mir seltsam vertraut. Doch am nächsten schien mir die Stimme, die das alles erzählte. Hatte ich nicht auch immer ein wenig sein wollen wie er: ein Revolutionär, der schrieb, ein revolutionärer Schriftsteller? Jemand, der das eigene Leben, sich und die Welt verändern wollte – und dabei immer wieder scheiterte?

Ich überlas die mir unbekanntesten Worte und Konjugationen, und ließ mich stattdessen treiben von der Erinnerung an den tropischen Regen, die Trockenheit in den Dörfern bei Barranquilla, die Panik, die einen erfasste, wenn Militärs und ihre paramilitärischen Gehilfen vor einem standen. Vor allem jedoch gab ich mich dem Heimweh hin. Denn obwohl ich, anders als der geflohene Schriftsteller, nie im Exil gewesen war, begriff ich den Schmerz des Erzählers doch sofort, der sich an Kalaportu erinnerte, der sich Kalaportu erschaffen hatte, um sich an Mutriku, Ondarroa und die eigene Kindheit erinnern zu können. Das Schreckliche an diesen Bildern war, dass sie nicht verblassten, sondern durch die vom Exil erzwungene Trennung immer kraftvoller wurden.

Anschwellender Phantomschmerz. Für den Erzähler, das spürte ich, wurden die Bilder der Kindheit um so lebendiger, je weiter sich der Ort, von dem sie stammten, in der Raumzeit entfernte.

Und weil ich das alles empfand, als wäre es ein Teil von mir, glaubte ich, der aus dem Gefängnis geflohene, verschollene Schriftsteller würde seine Stimme in mir selbst erheben.

Deshalb wunderte es mich auch nicht, als mein Sohn, damals noch ein kleines Kind, plötzlich mit einer Flasche in der Hand vor mir und unserem ausgebreiteten Badetuch stand. Mein Sohn hatte große Angst vor den Wellen und näherte sich der Brandung damals nur selten. Doch an diesem Morgen hatte er sich einige Schritte ins Wasser getraut – wahrscheinlich, weil ihn die dort treibende Flasche, die er mir nun entgegenstreckte, neugierig gemacht hatte. Das Glas war von einem dünnen, schmutzigen Ölfilm überzogen, und doch sah ich sofort, dass die Flasche nicht leer war.

Mein Sohn, der sich neben mich hockte, wusste bereits, was es damit auf sich hatte: Er hatte schon oft nach Schätzen gegraben und kannte die Geschichten von Flaschenposten und Dschinns. Mit scharfem Blick forderte er mich auf, die Nachricht herauszuholen, die uns geschickt worden war.

Es fiel mir nicht leicht, die Flasche zu öffnen, denn sie war nicht einfach verkorkt, sondern

zusätzlich mit Teer versiegelt. Und als ich den Verschluss endlich herausgezogen hatte, standen wir sofort vor dem nächsten Problem: Das im Glas verborgene Paket passte nicht durch den Falschenhals. Ich war froh, dass mein Sohn noch nicht älter war, denn hätte er bereits alles hinterfragt, wie es zwei oder drei Jahre später der Fall sein würde, hätte ich zugeben müssen, dass das, was wir da in unseren Händen hielten, unmöglich war: In der Flasche steckte ein in Plastik eingeschweißtes Päckchen, doch mir war unbegreiflich, wie es dort hingelangt war. Ich hatte wohl schon öfter gesehen, wie Holzschiffchen in Flaschen montiert wurden, aber so konnte es in diesem Fall nicht gewesen sein. Es sah aus, als sei die Flasche um das Paket herum geblasen worden. Die einzige Möglichkeit, an die Botschaft zu gelangen, bestand darin, das Glas zu zertrümmern. Ich zögerte, doch mein Sohn drängte mich, er wollte die Schatzkarte finden oder wenigstens den Dschinn zum Leben erwecken.

Wir suchten also zwei große Steine, klemmten die Flasche dazwischen und gingen auf Abstand: Vier Mal musste ich werfen, bis das Glas endlich brach. Wir schoben die Scherben beiseite und nahmen das Päckchen in die Hand. Mein Sohn wusste von der Macht der Dschinns, die ihm unheimlich war. Aber ich beruhigte ihn, während ich die Plastikhülle um das Päckchen aufriss, und erklärte ihm, dass dieser Flaschengeist uns sicher wohl gesonnen sei – ich fühlte mich seinem Schöpfer über eine spukhafte Fernwirkung verbunden. Und endlich hielten wir den Inhalt in den Händen. Mein Sohn schien etwas enttäuscht, weil die Nachricht nicht aus einer Pergamentrolle, sondern einem älteren USB-Stick bestand, auf dessen Rückseite ein kleines weißes M gemalt war. M wie Joseba.

Wir hatten Glück. Als ich den USB-Stick eine halbe Stunde später in unserem Häuschen oberhalb des Strands in den Computer steckte, wurden wir zur Eingabe eines Passwortes aufgefordert. Ich wollte es mit *Maitasunaren kariaz hainbeste eman zuten* versuchen, einer Liedzeile, von der ich

später meinen würde, sie beziehe sich auf den verschollenen Schriftsteller, während mein Sohn den Namen der von ihm heiß geliebten Katze vorschlug. Ich bin mir nicht sicher, welches der beiden Passwörter den Dschinn am Ende aus seinem Gefängnis befreite; mir scheint heute, es waren beide. Sicher ist nur, dass der Geist dem Datenträger entwich, uns freundlich grüßte und statt einer Schatzkarte die Einladung zu einer Reise in eine weit fernte Stadt enthielt. Eine Stadt, deren genauer Ort unbestimmt blieb. Unbestimmt bleiben musste.

Nun war ich denn doch sehr irritiert, denn offensichtlich hatten sich verschiedene Ereignisse gleichzeitig oder in falscher Reihenfolge abgespielt: Die Flaschenpost hatte sicherlich lange auf dem Meer getrieben, musste gleichzeitig aber geschrieben und verschlüsselt worden sein, *nachdem* wir unserem Kätzchen den Namen gegeben hatten, das damals erst sechs Wochen alt war. Die Vereinbarung mit dem Verlag, das Buch, das ich gerade las, zu übersetzen, sollte ich erst Monate später treffen, nach meiner Rückkehr nach Deutschland. Die Einladung des aus dem Gefängnis geflohenen Autors, ihn an einem unbestimmten Ort des Exils zu besuchen, wiederum, die mir der Dschinn aushändigte, sollte dazu dienen, offene Fragen der Romanübersetzung zu klären. Wie konnte es sein, fragte ich mich, dass sich an verschiedenen Punkten der Zeitachse angeordnete Ereignisse kausal miteinander verknüpften? Dass die Wirkung der Ursache vorausging? Doch ich stellte die Fragen zurück, denn der Absender der Flaschenpost lebte im Untergrund, in einer Situation größtmöglicher Unsicherheit, und es schien mir unangebracht, alles zu erfragen, was ich hätte wissen wollen.

Einige Tage später kehrten mein Sohn und ich aus dem Urlaub am Mittelmeer nach Berlin zurück, und schon bald machte ich mich an die Arbeit. Zunächst musste ich die Sprache besser erlernen, deren unübersichtliche Konjugationstabellen auch Muttersprachler bisweilen verzweifeln lassen. Weil es zu diesem Zeitpunkt kein baskisch-deutsches Wörterbuch gab, mir zumindest keines bekannt

war, arbeitete ich auf der Grundlage des *Hiztegia Euskara-Gaztelania*. Und schon bald merkte ich, wie die Ungewissheit im Leben des gefrorenen Mannes und seines Erzählers auf die Arbeit an der Übersetzung übergriff. Anders als die Ungewissheit der Flucht eröffnete die des Übersetzens allerdings eher Freiheit als Zwang. Alles war Neuland. Es gab so wenige Sätze, die zuvor direkt aus dem Baskischen ins Deutsche übertragen worden waren. So wenige Worte, für die es feststehende Entsprechungen gab. Bedeutung, so heißt es in der Sprachtheorie, wird über Differenz konstruiert. Das heißt: Zeichen erlangen ihre Bedeutung durch die Unterscheidung von anderen Zeichen, doch jede Sprachgemeinschaft variiert den Grenzverlauf der Unterscheidung. Ab welcher Temperatur ist Wasser nicht mehr „warm“, sondern „heiß“? Ab welcher Lautstärke „redet“ eine Person nicht mehr „laut“, sondern „schreit“? Und was hat es mit den Feinheiten auf sich, die eine Sprache erst durch ihre Literatur ausbildet? Im Alltagsgebrauch ist es ja nicht so wichtig, ob jemand „geht“ oder „schreitet“. Erst durch das Schreiben, Lesen und Reflektieren werden Wörter und Bedeutungen präziser. Mir schien, als wäre das Baskische auch für Muttersprachler hier in vieler Hinsicht noch offen. Sicher jedoch war, dass dies für die Übertragung ins Deutsche galt. *Epel* - warm oder lau?... *Urdin* – grau oder blau? ... *Txirimiri* – Dunst oder Nieselregen?

Es ist ein Gemeinplatz, dass Übersetzungen Nachdichtungen sind. Doch für die Übertragung aus dem Baskischen galt das ganz besonders. Alles konnte, musste neugedacht werden. War der *Segalari* wirklich ein „Schnitter“ oder musste man die dazugehörige Situation in einem Halbsatz zumindest skizzieren? Im Deutschen denkt man beim „Schnitter“ als erstes an den Tod, an eine mittelalterliche Figur, die mit der Sense ihre Opfer holt. Gothic- oder New-Wave-Fans nennen sich in Online-Foren gerne „Schnitter“, wenn sie moribunder wirken wollen. Für diejenigen hingegen, die wir die Sommer im Baskenland auf dem Bauernhof verbrachten, war *Segalari* eine ganz normale Tätigkeit – allerdings mit Tausend Bildern und Eindrücken verknüpft. Es roch nach Heu, wir blickten auf die Malloas de Aralar, sprachen über das bevorstehende Fest von Leitza oder eine Demonstration, während einer – der alte zahnlose Onkel mit der *Boina* und dem Karohemd oder einer der Jungen im Totalverweigerer-T-Shirt – die steilsten Hänge mit der Sense schnitt.

So viele Begriffe und Zeichen haben in den Sprachräumen unterschiedliche Bedeutungen. Wie ließ sich das transportieren, ohne in den für Literatur so tödlichen Erklärungsmodus zu verfallen?

Aber die Übersetzung führte auch in viel simplerer Hinsicht durch Neuland. *Lagun Izoztua* erzählte vom Meer und der Seefahrt. Wir mussten also Einiges über die Sprache der Matrosen in Erfahrung bringen. Ich sage „wir“, weil sich meine Entdeckungsreise glücklicherweise mit der einer anderen Übersetzerin kreuzte. Auch Petra Elser hatte *Der gefrorene Mann* in Form einer Flaschenpost erreicht, und auch wenn sie einen anderen Zugang zur Literatur hatte als ich, einen viel baskischsprachigeren Zugang, ging es ihr ähnlich: Sie wollte dem Gespenst folgen, das sich hinter diesem Roman verbarg, das ihn verfasst hatte, das dieser Roman selbst war.

Wir begannen parallel zu arbeiten, und auch wenn unsere Schreibtische 2000 km voneinander entfernt lagen und wir die zwangsläufig auftretenden Meinungsverschiedenheiten nur selten in einem direkten Gespräch ausräumen konnten, es manchmal zu einer leichten Gereiztheit wegen unserer unterschiedlichen Herangehensweisen kam, ergänzten wir uns gut. Petra recherchierte die kniffligen Fragen der Wortbedeutungen, Seefahrtsausdrücke und Feinheiten baskischer Dialekte, ich suchte nach einem Tonfall, der dem Text im Deutschen angemessen sein könnte. Fast das gesamte Buch übertrugen wir doppelt und verglichen dann Satz für Satz, Wort für Wort, welche Lösung am richtigsten und doch am schönsten sein könnte. Wir schrieben einen neuen Roman – sechshändig. Der verschollene Autor, die angehende Baskischlehrerin und ich.

Und über wie viele Dinge dachte ich erneut oder zum ersten Mal nach: Welche Farbe hat das Wasser des Südatlantiks, wenn sich die Sonne vor den Eisbergen im glasklaren Wasser bricht? Ist es bernsteinfarben? Azurblau? Saphir? Kornblumenblau? Wie glitzern die gefrorenen Portale, mit welcher Haltung treiben sie dem Horizont entgegen, bevor sie in den wärmeren Strömungen dahinschmelzen? Und bis zu welchem Breitengrad gelangen sie wohl auf ihrer Reise? Worüber schreibt Levi-Strauss in den *Traurigen Tropen*? Hat er recht mit seiner Definition von den „heißen“ und „kalten“ Kulturen? *Esclaves, ne maudissons pas la vie* – was wollte Rimbaud damit sagen? Überhaupt Rimbaud – was für eine verrückte, zügellose Sehnsucht. Wie war sein homosexuelles

Verhältnis zu Verlaine, wann wurde er als Lyriker entdeckt, wie ging es ihm mit dem Knochenkrebs, der ihn schließlich dahinraffen sollte? Und weiter: Was hatte es mit dem Begriff 'Heterotopie' auf sich? Hat der Autor ihn bei Foucault entliehen? Und was war mit den Anspielungen im Roman auf Conrad, Heidegger, Melville, Benjamin, Salinger, Fassbinder? Alle diese Texte las ich auf einmal, schaute die zitierten Filme, betrachtete Fotos der erwähnten Ortschaften. Der Übersetzer folgt seinem Erzähler, der wie ein Gespenst davonhuscht. Der Übersetzer bleibt ihm auf den Fersen, versucht hinterherzudenken und den Autor besser zu verstehen, als dieser sich vielleicht selbst verstanden hat. Der Übersetzer möchte herausfinden, ob es Fehler gibt, die das Gespenst, der Schriftsteller, übersehen hat. Und der Übersetzer merkt, dass aus seiner Perspektive eigentlich jeder Autor flüchtig ist. Denn der Autor hat einen Text geschaffen und ist weitergezogen, der Übersetzer hingegen steht vor dem Stein gemeißelten Werk und betrachtet, was geblieben ist.

Jeden Satz drehten wir um. Wie Steine einer Ausgrabungsstätte. Wir wollten unser Gespenst kennen lernen. Verstehen, was für ein Leben es führte. Die Geschichte seines Buchs, seiner Arbeit, aber auch seiner Flucht nachvollziehen.

Und so trat ich schließlich die Reise an, zu der ich Monate zuvor durch den Dschinn eingeladen worden war. Es war eine lange und beschwerliche Fahrt – durch eine Welt der Unbestimmtheit. Ich kaufte ein Flugticket, nicht im Internet, sondern im Reisebüro, um etwas weniger Spuren zu hinterlassen, zählte die Tage bis zur Abfahrt und brach dann in einem Morgengrauen auf. Flog viele Stunden in ein weit entferntes Land, fuhr mit dem Bus in die Stadt, nahm eine U-Bahn, durchquerte einen dichten Wald, wechselte die Kleider, überprüfte, ob mir jemand gefolgt war, stieg auf der anderen Seite der Bergkette wieder hinab. Ein Jeep nahm mich in einen Küstenort mit, ich mied die Hauptstraße, schlich zum Hafen, fragte einen Fischer bei Anbruch der Dämmerung, ob er mich ein Stück fahren könne, bis in die übernächste Bucht. Die Küste Grönlands, von dichten Regenwäldern

bestanden. Ein kalter, heißer Wind pfiff von den Bergen über die See, Inuits saßen am Kai und sortierten tropische Früchte. Das Boot des Fischers kämpfte sich durch die Brandung / zerschnitt majestätisch das spiegelglatte Wasser / zog gemächlich seine Bahnen. An meinen Sohn dachte ich, meine Frau, die wieder schwanger war, Rimbaud, Fassbinder, unser Gespenst – den verschollenen Schriftsteller.

Als das Boot anlegte, war ich seekrank. Wie der Mann in dem Roman, wie der Krankenpfleger in der Geschichte, der einen sterbenden Wissenschaftler auf seiner Reise in die Antarktis begleitet hatte, auf dessen *letzter* Reise. Aber war der Krankenpfleger im Roman wirklich seekrank geworden oder bildetet ich mir das nur ein, um ihm ähnlicher zu werden, näher zu kommen? War ich nicht mittlerweile selbst Teil der Geschichte? Ein Kapitel im Buch, eine Nachricht auf einem Datenträger, den man ins Meer wirft, damit er seinen Adressaten erreicht, bevor dieser feststeht?

Das Hotel am Gletscher finde ich schnell, und so beginnt schließlich das Warten. Ich liege auf dem Bett des karg eingerichteten Zimmers, schreite vor Hitze fröstelnd im Raum auf und ab, nehme Bücher in die Hand, auf die ich mich nicht konzentrieren kann, mache immer wieder den gleichen, verzweifelten Spaziergang. Unter mannshohen Farnen vorbei, am Fuß des Gletschers entlang, auf einstöckige Hochhäuser zu. Die Langeweile der sich verzehrenden Zeit zermürbt mich, ich bin angekommen, noch nicht angekommen, und versuche den Tag zu strukturieren, in Einheiten aufzuteilen, ihm einen Rhythmus zu verleihen. Den Sohn, die Frau darf ich von hier aus nicht anrufen – von hier, aus der Zwischenwelt.

Im Morgengrauen werde ich wach, Jetlag, atme am Fenster jene Luft ein, die nach Hochgebirge, Wüste, Kleinstadt, Gletscher riecht, wechsele schüchterne Sätze mit Hotelangestellten, die das Frühstück servieren, spüre die Einsamkeit jener Heimat, die die Sprache ist – die einzige Heimat, in der sich leben lässt –, streife umher. Und trage dabei, immer ein bisschen lächerlich, das Heft mit

den Übersetzungsfragen in der Tasche herum, als müsste ich jederzeit damit rechnen, vom Flaschenpostautor auf der Straße überrascht zu werden. Ich zähle die Tage, die schleppend vergehen, und zähle sie dann doch nicht, weil man mir gesagt hat, dass in diesem Land, das die Flucht ist, alles unbestimmt ist, *unbestimmt bleiben muss*. Habe das Gefühl, dass sie so, ungezählt, gar nicht mehr vergehen. Und frage mich natürlich auch, was ich von dieser Begegnung eigentlich erwarte, denn was sollte das Gespenst über seinen Text wissen, was wir nicht längst auch wussten? Ein Café mit leeren Tischen, eine Parkbank mit Ausblick, eine liegen gebliebene Obstkiste am Straßenrand. Manchmal brennt mir der Kopf, fühlen sich die Glieder taub an, scheint das Eis in die Ferne zu rücken. Wenn die Müllmänner kommen, noch im Morgengrauen, und die schweren Tonnen aus den Hauseingängen auf die Ladeflächen wuchten, spüre ich, dass das Land der Flucht ein Land ohne Gewissheiten ist.

Ein Land, in dem es sich trefflich leben ließe.

Ließe man uns.

Eine Heimat, die ständig in Bewegung ist.

Und dann, nach einigen unzählbaren Tagen ist es schließlich so weit. Am Horizont, jenem Spiegelstrich zwischen Himmel und Wasser, Himmel und Festland, Himmel und Hölle, treibt, gespiegelt, ein weißer Block, ein gedoppelter Eisberg, der zu schweben scheint. Es ist der Tag, an dem sich im Niemandsland ein Nicht-Ort auftut. Eine *Heterotopie*, ein Ort außerhalb aller Orte, wie der Flaschenpostautor im Roman geschrieben hat, ein unromantischer Platz.

Ich lasse den Spaziergang ausfallen und warte im Zimmer, weil ich spüre, dass die Zeit gekommen ist, *spukhaft*. Schließlich, eine Weile vor der verabredeten Nachmittagsstunde stelle ich mich ans Fenster, auf den Balkon, es kann auch ein Flachdach sein. Gegenüber der Pension sieht man das Packeis in der Ferne immer noch unwirklich gespiegelt, gibt sich ein gefrorener Palast aus Zucker einmal oberhalb und unterhalb der Horizontlinie zu erkennen.

Ich lehne mich vor und blicke auf die Straße hinunter.

Das letzte bekannte Foto des Schriftstellergespenstes stammt aus dem Jahr 1985. Er trägt einen Bart

darauf und lächelt verschmitzt. Prüfend betrachte ich die Passanten, frage mich, ob einer von ihnen jener Mann sein könnte, der seit 22 Jahren gesucht wird.

Und schließlich, vielleicht nur eine Viertelstunde, vielleicht eine Ewigkeit zu spät, kommt ein Mann um die Ecke, Ende 40, die Hände in den Hosentaschen vergraben, geht gemächlich den Bürgersteig entlang. Er ist noch ein ganzes Stück entfernt, fast 50 Meter, umkurvt eine gefrorene, in der Mittagshitze verdampfende Pfütze. Als er aufschaut, kreuzen sich unsere Blicke, und ein Lächeln huscht durch sein Gesicht. Ich bin mir nicht sicher, der Mann schlägt den Kragen seiner Jacke hoch und dreht sich dann plötzlich zur Seite, um ein Geschäft zu betreten. Und von meinem Platz am Fenster aus, dem Balkon, es kann auch ein Flachdach sein, beobachte ich durch die großen Schaufensterscheiben des Geschäfts, wie er eine Zeitung kauft, Schreibmaschinenpapier, vielleicht auch etwas Gebäck.